

HEYNE <

Das Buch

Unsere Welt hat sich gewandelt: Nach der Klimakatastrophe und dem Anstieg des Meeresspiegels sind zahlreiche Küstenregionen überflutet. Rohstoffmangel, genetische Manipulationen und politische Wirren haben ihr Übriges getan, um Amerika ins Chaos zu stürzen. Die beiden Waisen Mahlia und Mouse sind Flüchtlinge, die das Gebiet der Versunkenen Städte verlassen wollen – die Gegend, die früher einmal Washington DC genannt wurde, und die nun von Gewalt und Kriegswirren gezeichnet ist. Im angrenzenden Dschungel treffen die beiden auf Tool, einen schwer verletzten Halbmenschen, doch gerade als sie Tool helfen wollen, werden sie von einem Trupp Kindersoldaten entdeckt und voneinander getrennt. Plötzlich steht Mahlia vor der schwersten Entscheidung ihres Lebens: Soll sie ihr Leben für Mouse riskieren? Oder soll sie weiter nach dem einen Ort suchen, an dem Frieden und Freiheit noch möglich zu sein scheinen ...

»Mit diesem atemberaubenden Endzeitroman hat Paolo Bacigalupi sich selbst übertroffen!«
Publishers Weekly

Der Autor

Paolo Bacigalupi ist bereits als Kurzgeschichtenautor in Erscheinung getreten bevor er mit *Biokrieg* seinen ersten Roman veröffentlichte, der vom *Time Magazine* in die Top Ten der besten Romane des Jahres aufgenommen wurde und zum internationalen Bestseller avancierte. Er lebt mit seiner Frau und seinem Sohn in West Colorado. Von Paolo Bacigalupi sind bereits im Wilhelm Heyne Verlag erschienen: *Biokrieg* und *Schiffsdiebe*.

Weitere Informationen zu Autor und Werk erhalten Sie unter:
www.windupstories.com



www.twitter.com/HeyneFantasySF
[@HeyneFantasySF](https://twitter.com/HeyneFantasySF)

PAOLO BACIGALUPI
**VERSUNKENE
STÄDTE**

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Hannes Riffel

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel
The Drowned Cities
bei Little Brown, New York



Verlagsgruppe Random FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 08/2013
Redaktion: Birgit Herden
Copyright © 2012 by Paolo Bacigalupi
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-53446-9

www.heyne-magische-bestseller.de

Für meinen Vater

Erster Teil

Kriegsmaden



KETTEN RASSELTEN IN DER Dunkelheit der Zellen.

Der Uringestank der Latrinen und die Ausdünstungen von Schweiß und Furcht mischten sich mit dem süßlichen Geruch nach fauligem Stroh. Wasser tropfte und rann an altem Marmor hinunter. Die einstige Pracht war längst mit einem schwarzen Film aus Moos und Algen überzogen.

Feuchtigkeit und Hitze. Der Geruch des fernen Meeres – ein grausamer, quälender Duft, der die Gefangenen daran erinnerte, dass sie nie wieder frei sein würden. Hin und wieder brach einer von ihnen, ein Hochwasserchrist oder Anhänger des Rostheiligen, in lautes Gebet aus, doch die meiste Zeit warteten sie schweigend, um Kräfte zu sparen.

Ein Klappern vom Außentor her verkündete, dass jemand kam. Das Trappeln mehrerer Füße war zu hören.

Einige der Gefangenen blickten überrascht auf. Kein Stampfen, auch kein aggressives Gebrüll von Soldaten. Und dennoch wurde das Gefängnistor geöffnet. Merkwürdig. Sie warteten und hofften, dass das alles nichts mit ihnen zu tun

haben würde. Dass sie noch einen weiteren Tag überleben würden.

Die hereinkommenden Wärter hielten sich dicht beieinander, als müssten sie sich gegenseitig Mut machen. Sie drängten sich vorwärts, den engen Gang entlang, bis zur letzten rostigen Zellentür. Einige hatten Pistolen. Einer trug einen Elektroschocker, aus dem knisternde Funken sprühten – das Werkzeug eines Dompteurs, auch wenn er nicht damit umgehen konnte.

Die Männer stanken nach Furcht.

Der Schlüsselmeister spähte durch die Gitterstäbe. Eine gewöhnliche dunkle Zelle, in der drückende Hitze herrschte und schimmeliges Stroh verteilt war. Doch dort, in der Ecke, lag ein riesiger Schatten.

»Steh auf, Töle«, sagte der Schlüsselmeister. »Dein Typ wird verlangt.«

Der Schatten reagierte nicht.

»Los, hoch mit dir!«

Immer noch keine Reaktion. In der Nachbarzelle war ein belegtes Husten zu hören, das stark nach Tuberkulose klang. Einer der Wärter murmelte: »Wahrscheinlich ist er jetzt doch endlich tot.«

»Nein. Diese Biester sterben nicht.« Der Schlüsselmeister zog seinen Schlagstock und ließ ihn über die Eisenstäbe rattern. »Steh auf, oder du wirst es bereuen. Wir verpassen dir 'nen Stromschlag. Mal sehen, wie dir das gefällt.«

Das Ding in der Ecke rührte sich nicht. Zeigte kein Lebenszeichen. Sie warteten.

Einige Minuten vergingen.

Schließlich sagte einer der Wärter: »Er atmet nicht. Kein bisschen.«

»Der ist mausetot«, stimmte ein anderer zu. »Die Panther haben ihn erledigt.«

»Hat ja auch lange genug gedauert.«

»Hat mich hundert rote Chinesen gekostet. Als der Oberst sagte, die Töle würde gegen sechs Sumpfpfpanther antreten ...« Der Wärter schüttelte reumütig den Kopf. »Hätte leicht verdientes Geld sein sollen.«

»Du hast diese Ungeheuer noch nie im Norden, an der Grenze, kämpfen gesehen.«

»Sonst hätte ich auf die Töle gesetzt.«

Sie betrachteten den Kadaver. »Tja, jetzt ist er nur noch Madenfutter«, sagte der erste Wärter. »Der Oberst wird nicht besonders glücklich darüber sein. Reich mir die Schlüssel.«

»Nein«, gab der Schlüsselmeister mit rauer Stimme zurück. »Das glaub ich nicht. Diese Tölen sind die Brut von Dämonen. Der Beginn der großen Reinigung. Der heilige Olmos hat es vorausgesehen. Sie werden erst sterben, wenn die letzte Flut kommt.«

»Jetzt gib mir schon die Schlüssel, alter Mann.«

»Geh bloß nicht zu nah ran.«

Der Wärter bedachte den Schlüsselmeister mit einem verächtlichen Blick.

»Das ist kein Dämon. Nur Fleisch und Blut, genau wie wir, auch wenn er ein Konstrukt ist. Wenn man ihn zu stark verletzt oder auf ihn schießt, dann stirbt er. Er ist genauso sterblich wie die Soldaten, die für die Gottesarmee kämpfen. Ruf die Organsammler. Vielleicht wollen die ja seine Eingeweide.

Wir können zumindest sein Blut verkaufen. Konstrukte haben sauberes Blut.«

Er rampte den Schlüssel ins Schlüsselloch. Verstärkter Stahl wurde quietschend beiseitegeschoben – ein zusätzliches Gitter, allein dazu gedacht, das Ungeheuer im Zaum zu halten. Dann öffnete er das zweite Schloss an den rostigen Gitterstäben, die für einen Menschen ausreichend waren, dieser furchterregenden Schimäre aus Krieg und Wissenschaft jedoch nicht standhalten würden.

Die Tür schabte über den Boden.

Der Wärter ging auf den Kadaver zu. Gegen alle Vernunft rann es ihm kalt den Rücken hinunter. Noch im Tod war das Geschöpf furchterregend. Der Wärter hatte einmal mit angesehen, wie seine massigen Fäuste den Schädel eines Mannes zerquetscht hatten. Wie das Ungeheuer sechs Meter weit gesprungen war, um seine Fänge in den Hals eines Panthers zu schlagen.

Es hatte sich zum Sterben zusammengerollt. Und trotzdem war es noch riesig. Zu Lebzeiten war es gigantisch gewesen, hatte gewöhnliche Menschen um einiges überragt. Doch nicht seine Größe war es, was das Ungeheuer so tödlich gemacht hatte. Das Blut von einem Dutzend Raubtieren floss in seinen Adern, ein mörderischer DNA-Cocktail – Tiger, Hund, Hyäne und wer weiß, was noch alles. Ein vollkommenes Geschöpf, dazu geschaffen, zu jagen, zu töten und Krieg zu führen.

Obwohl es wie ein Mensch aufrecht gegangen war, hatte es die Fänge eines Tigers besessen, das scharfe Gehör eines Schakals und die Nase eines Bluthunds. Der Wärter hatte es oft genug im Ring kämpfen gesehen – eher würde er einem Dutzend

Männern mit Macheten gegenüberreten wollen als diesem Hurrikan der Mordlust.

Eine ganze Weile stand er da und betrachtete das Ungetüm. Es atmete nicht. Zeigte keinerlei Regung. War die Töle einst stark, lebendig und tödlich gewesen, war sie jetzt nur noch ein Fall für die Organsammler.

Endgültig dahin.

Er ging auf die Knie und fuhr mit der Hand durch das kurze Fell des Ungeheuers. »Eine Schande ist das. Warst ein richtiger Goldesel. Ich hätte gerne noch gesehen, wie du gegen die Kojwölfe kämpfst, die wir gefangen haben. Da hätte die Kasse geklingelt.«

Ein goldenes Auge voller Bösartigkeit flammte in der Dunkelheit auf.

»Ja, wirklich eine Schande«, knurrte das Ungeheuer.

»Raus da!«, schrie der Schlüsselmeister, aber es war zu spät.

Ein Schatten erwachte explosionsartig zum Leben. Der Wärter wurde gegen die Zellenwand geschleudert und fiel zu Boden wie ein Sack Lehm.

»Macht die Tür zu!«

Das Ungeheuer brüllte, und das Gitter fiel zu. Der Schlüsselmeister versuchte hastig, die Zellentür wieder zu verschließen. Er sprang einen Schritt zurück, als das Ungeheuer sich fauchend und mit gefletschten Tigerzähnen gegen das Gitter warf.

Die Eisenstäbe verbogen sich. Die Wärter zogen ihre Schockstäbe aus dem Gürtel. Blaue Funken sprühten, als sie nach dem Geschöpf schlugen, um es auf Abstand zu halten, damit der Schlüsselmeister die zweite Zellentür schließen

konnte. Sie griffen nach ihren Pistolen – hartgesottene Mörder, die das Fauchen des Ungeheuers in ein zitterndes Häuflein Angst verwandelt hatte. Das Geschöpf warf sich erneut gegen die Gitterstäbe. Rostiges Eisen knackte und verbog sich.

»Das Gitter gibt nach! Lauft!«

Doch der Schlüsselmeister fummelte weiter verbissen am Schloss des zweiten Gitters herum. »Hab's fast geschafft!«

Das Ungeheuer riss einen verrosteten Gitterstab aus der Halterung und schlug damit nach dem Schlüsselmeister. Das Eisen knallte gegen den Schädel des Mannes, und er ging zu Boden. Die anderen Wärter flohen laut um Hilfe rufend den Gang hinunter.

Das Ungeheuer riss noch mehr Gitterstäbe heraus und vergrößerte die Öffnung. Die anderen Gefangenen hatten ebenfalls angefangen, um Hilfe zu schreien oder um Gnade zu betteln. Ihre Rufe hallten im Gefängnis wider wie die von eingesperrten Vögeln.

Das erste Gitter gab nach – blieb nur noch das zweite. Das Ungeheuer überprüfte die Tür. Verschlossen. Knurrend ging das Geschöpf in die Hocke und schob seine riesige Faust zwischen den Gitterstäben hindurch, um nach dem Fuß des Schlüsselmeisters zu greifen. Es zog den Mann näher heran.

Kurz darauf hatte es den Schlüssel in der Hand und schob ihn in das Schloss. Mit einem Klicken gab dieses nach. Die Tür öffnete sich quietschend.

Einen Eisenstab seines einstigen Gefängnisses fest umklammert, hinkte das Geschöpf namens Tool durch den Zellenblock zu den Treppen und stieg ins Licht hinauf.

2

TOOL LIEF MEHRERE KILOMETER. Er war dazu geschaffen worden, und selbst verwundet bewegte er sich noch mit einer Geschwindigkeit, die kein Mensch lange durchgehalten hätte. Er watete durch Kanäle voller Algen und hinkte über Bohnenäcker und überflutete Reisfelder. Er kam an Bauern mit breitkrepfigen Hüten vorbei, die sofort die Flucht ergriffen, wenn sie von der Arbeit aufsahen und ihn bemerkten. Er umrundete zerbombte Häuser und lief ein paarmal in die Gegenrichtung, um seine Spuren zu verwischen. Immer weiter entfernte er sich von den versunkenen Städten, doch es gelang ihm nicht, seine Verfolger abzuschütteln.

Anfangs hatte er gehofft, die Soldaten würden irgendwann aufgeben. Oberst Glenn Stern und seine Patriotenfront hatten mehr als genug Feinde. Die versunkenen Städte waren voller rivalisierender Armeen, in ständigen Kampf gegeneinander verstrickt. Ein einzelner entflohener Halbmann würde den Oberst vielleicht nicht weiter interessieren. Doch dann hatten die Panther Tool eingeholt, und er hatte gewusst, dass der

Oberst seine wertvolle Kampfmaschine nicht so leicht entkommen lassen würde.

Schmerzen durchzuckten Tools Körper, während er weiterhinkte, doch er achtete nicht darauf. Bei seinem Ausbruch aus der Zelle hatte er sich die Schulter ausgekugelt. Die Panther hatten tiefe Wunden auf seinem Rücken hinterlassen, und er war auf einem Auge blind, aber das kümmerte ihn nicht. Er war frei! Außerdem war er dazu ausgebildet, Schmerzen zu ignorieren.

Der Schmerz schreckte ihn nicht. Er war, wenn schon nicht sein Freund, so doch sein Vertrauter. Tool war damit aufgewachsen, hatte gelernt, ihn zu respektieren, ihm jedoch niemals nachzugeben. Der Schmerz teilte ihm lediglich mit, welche Gliedmaßen er noch benutzen konnte, um seine Feinde zu töten, wie weit er noch laufen konnte und wie seine Chancen im nächsten Kampf standen.

Hinter ihm begannen die Spürhunde zu bellen, weil sie seine Spur aufgenommen hatten.

Tool knurrte verärgert und fletschte unwillkürlich die Zähne, als die verwandten Geschöpfe nach seinem Blut riefen.

Die Hunde waren todbringende Kreaturen, genau wie er selbst. Sie würden sich immer wieder unbeirrt in den Kampf stürzen, solange bis sie in Stücke gerissen wurden. Und sie würden in dem zufriedenen Wissen sterben, ihre Pflicht gegenüber ihren Herren erfüllt zu haben. Der Hund in Tool, der fest in seinen Genen verankert war, kannte den Jagdtrieb der Spürhunde. Sie würden die Verfolgung erst abbrechen, wenn entweder er tot war oder sie.

Tool konnte es ihnen nicht übel nehmen. Auch er war einmal treu und gehorsam gewesen.

Er erreichte ein Dschungeldickicht und tauchte in die Schatten ein, bahnte sich einen Weg durch Kletterpflanzen. Wie ein Elefant stapfte er raschelnd und knackend durch das dichte Gestrüpp. Er hinterließ eine Spur, die selbst ein beschränkter Mensch hätte verfolgen können, aber er musste in Bewegung bleiben.

Gut genährt und unverletzt hätte er sich mit diesen elenden Hunden und Soldaten tagelang eine Verfolgungsjagd liefern können. Er hätte sie im Dschungel einen nach dem anderen ausschalten können, bis nur noch eine Handvoll von ihnen übrig wäre, die sich furchtsam um ein einsames Lagerfeuer drängte. Im Augenblick würde er höchstens ein paar von ihnen erledigen können. Und nach der letzten Falle, die er ihnen gestellt hatte, waren sie vorsichtiger geworden. Sie wussten jetzt, wie schnell ihre Knochen brachen.

Schwer atmend blieb Tool stehen. Die Zunge hing ihm aus dem Maul, seine Brust hob und senkte sich. Er sog die feuchte Luft ein.

Eine Salzbrise.

Das Meer.

Irgendwo weiter nördlich gab es eine kleine Bucht. Wenn er es bis zum Meer schaffte, würde er ihnen vielleicht doch noch entkommen können. Er würde in den Ozean eintauchen und eins mit der Meereswelt werden. Er konnte schwimmen, auch wenn es wehtun würde.

Er wandte sich nach Nordosten und lief weiter, angetrieben von purer Willensanstrengung. Die Hunde folgten ihm.

Tool hätte beinahe laut gelacht. Ihr Gehorsam würde viele von ihnen das Leben kosten. Tool dagegen war ein ziem-

lich böser Hund. Das hatten seine Herren immer wieder gesagt, während sie ihn geschlagen hatten, um ihn gefügig zu machen. Sie hatten ihn in einen Mörder verwandelt und ihn in die Mordmaschine seines Rudels eingegliedert. Eine tödliche Truppe. Eine Zeit lang war er ein braver, gehorsamer Hund gewesen.

Truppe. Rudel. Kompanie. Bataillon. Tool erinnerte sich an die rote Flagge von General Caroa, die über dem Feldlager im Kalkutta-Delta im Wind geweht hatte, als sie von der Tigergarde angegriffen worden waren.

Böser Hund.

Tool war ein böser Hund gewesen und deshalb am Leben geblieben. Er hätte auf den schlammigen Gezeitenebenen außerhalb von Kalkutta sterben sollen, wo das Wasser des Ganges auf den warmen Indischen Ozean traf und wo Leichen auf Wellen schwammen, die so rot waren wie General Caroa's Flagge. Er hätte in Kriegen an fremden Küsten sterben sollen. Schon tausendmal hätte er tot sein müssen. Und doch war es ihm stets gelungen, am Leben zu bleiben.

Keuchend blieb Tool stehen und sah sich im Wald um. Schillernde Schmetterlinge taumelten durch die roten Strahlen der Abendsonne. In den Baumkronen des Waldes wurde es langsam dunkel. Smaragdgrüne Blätter wurden grau, während die Nacht heranrückte. Die schwarzen Tropen – so wurde dieser Ort manchmal genannt, weil es hier im Winter so dunkel war. Eine drückend feuchte Umgebung, wo Pythons, Panther und Kojwölfe ihr Unwesen trieben. Mörderische Geschöpfe. Kaum zu ertragen, dass er selbst jetzt Beute war und immer schwächer wurde.

Die Wärter hatten ihn wochenlang hungern lassen, und aus seinen unbehandelten Wunden tropfte der Eiter. Nur sein ungewöhnlich starkes Immunsystem hielt ihn überhaupt noch auf den Beinen. Jedes andere Geschöpf wäre schon vor Wochen den multiresistenten Bakterien erlegen, die in seinen Adern kursierten und sich in seinen Wunden festgesetzt hatten. Aber auch seine Zeit lief langsam ab.

Als er noch ein braver, treuer Hund gewesen war, hatten seine Herren solche Verletzungen behandelt und genäht. General Caroa hatte seine Kriegsinvestitionen stets gut geschützt und Tool die beste Pflege angedeihen lassen, damit er bald wieder zu einem Gott des Schlachtfeldes wurde. Brave Hunde hatten Herren, die sich um sie kümmerten.

Hinter ihm war wieder das Bellen der Spürhunde zu hören. Näher diesmal.

Tool stolperte weiter und zählte die Schritte, die ihm noch bis zum endgültigen Zusammenbruch blieben. Er wusste, dass seine Flucht zwecklos war. Er würde sich seinen Verfolgern ein letztes Mal stellen müssen. Zumindest würde er sagen können, dass er sich gewehrt hatte. Wenn er seinen Brüdern und Schwestern im Nachleben wiederbegegnete, würde er ihnen erzählen können, dass er sich nicht kampflös ergeben hatte. Er hatte alles verraten, was ihnen von Geburt an eingepflichtet worden war, aber er hatte nicht aufgegeben ...

Salzsümpfe tauchten plötzlich vor ihm auf. Tool warf sich in das Wasser. Riesige Schlangen glitten von ihm weg – Pythons und Wassermokassinottern, die erkannt hatten, dass sie mit einem Geschöpf wie ihm nichts zu tun haben wollten. Er watete weiter in die Sümpfe hinein und stellte fest, dass sie

unerwartet tief waren. Unter der Oberfläche verbargen sich mehrere Meter tiefe Wasserlöcher. Eine willkommene Überraschung.

Mit einem Seufzen ließ sich Tool in den Schlamm sinken. Luftblasen stiegen um ihn herum auf.

Er sackte immer tiefer hinab.

Seine Nasenlöcher schlossen sich, und eine durchsichtige Membran legte sich über die Iris seines verbliebenen Auges, sodass er weiterhin sehen konnte, während er in den Tiefen des Sumpfes versank.

Sollen sie mich ruhig jagen.

Über ihm war das Lärmen der Soldaten zu hören. Die Stimmen von Männern und auch anderen, die jünger waren. Manche noch so klein, dass Tool einen von ihnen an einem einzigen Tag hätte fressen können. Doch sie waren alle bewaffnet und standen unter Adrenalin. Ihre Rufe mischten sich mit dem Bellen und Trappeln der Hunde, das Tool etwas gedämpft durch das Wasser vernehmen konnte.

Lautes Platschen vom Ufer her. Mit verwirrttem Bellen schwammen die Hunde umher und versuchten, seine Witterung aufzunehmen. Über seinem Kopf konnte er ihre paddelnden Läufe sehen. Wie wild gewordene Haie zogen sie ihre Kreise. Er könnte nach oben schwimmen und einen nach dem anderen hinabziehen ...

Tool widerstand nur mit Mühe dem Drang, sich auf sie zu stürzen.

»Wo zum Teufel ist er hin?«

»Psst! Hast du was gehört?«

»Stopf deinen Hunden das Maul, Clay!«

Es wurde still. Zumindest so still, wie Menschen und Hunde sein konnten. Selbst durch das Wasser hörte Tool noch ihre albernem Versuche, leise zu atmen.

Schritte näherten sich durch das Gras, und jemand murmelte: »Sagen Sie dem Leutnant, dass wir die Spur verloren haben.«

Tool stellte sich vor, wie die Männer am Rand der Sümpfe standen und auf das schwarze Wasser blickten. Dem Surren der Insekten und dem fernen Ruf eines wilden Panthers lauschten.

Sie waren Jäger. Aber nun, da die Nacht sich um sie schloss und der Sumpf immer dunkler, heißer und bedrückender wurde, wurden sie langsam selbst zur Beute.

Tool musste erneut seinen Jagdtrieb unterdrücken. Er musste sich weiter wie Beute verhalten und ihr Unvermögen ausnutzen. Bis zu zwanzig Minuten konnte er unter der Wasseroberfläche verbringen, seinen Herzschlag verlangsamen und seine Körperfunktionen herunterfahren.

Wenn er sich nicht bewegte, könnte er es vielleicht sogar noch länger aushalten. Aber zwanzig Minuten schaffte er, das wusste er – so wie er auch wusste, dass er auf den Hochebenen Tibets acht Kilometer ohne Pause laufen konnte und auf dem heißen Sand der Sahara drei Tage lang.

Er begann langsam zu zählen.

Die Hunde zogen paddelnd ihre Kreise, während die Soldaten überlegten, was sie als Nächstes tun sollten.

»Glaubst du, er ist wieder in die Gegenrichtung gelaufen?«

»Kann schon sein. Er ist ziemlich gerissen. Ocho könnte mit ein paar Leuten ...«

»Ocho ist stark verwundet.«

»Dann eben Van und Soa! Verfolgt die Spur zurück. Verteilt euch.«

»Im Dunkeln?«

»Willst du mir etwa widersprechen, Guty?«

»Wo zum Teufel ist der Leutnant?«

Mit seinem scharfen Gehör lauschte Tool den Geräuschen des Sumpfes. Er ließ seine Ohren weit werden wie Fächer, so dass er das leise Gurgeln und Plätschern noch genauer ausmachen konnte, und horchte gespannt.

Das Herumflitzen kleiner Hechte. Das Trippeln von Flusskrebse. Das ferne Schwappen und Wogen des Salzwassers am Meeresstrand, das auf das Wasser des Sumpfes traf und immer höher stieg.

»Er wird zum Meer laufen«, sagte einer der Soldaten. »Wir sollten ein paar Leute zur Nordseite des Sumpfes schicken.«

»Nein, er wird sich hier verstecken, in den Sümpfen. Hier ist es sicher.«

»Vielleicht werden die Kojwölfe ihn erwischen.«

»Unwahrscheinlich. Du hast ja gesehen, was er im Ring mit diesen Panther gemacht hat.«

»Hier draußen gibt es eine Menge Kojwölfe.«

In den Tiefen der Sümpfe regte sich etwas Dunkles, Hungeriges.

Tool erschrak und erstarrte dann.

Ein riesiges Ungeheuer bahnte sich lautlos wie ein tödlicher Schatten einen Weg durch das Wasser. Tool unterdrückte ein Knurren, als es an ihm vorbeikam. Er musste seinen Herzrhythmus weiter verlangsamen, um wertvollen Sauerstoff zu

sparen. Mehrere Meter ledriger Haut glitten majestätisch an ihm vorbei. Das Geschöpf übertraf an Größe selbst noch den Komodowaran der Äquatorregion. Ein Alligator, ein gewaltiges Untier, das mit räuberischer Eleganz mühelos durchs dunkle Wasser schwamm.

Angezogen von dem wilden Herumgepaddel der Hunde drehte es seine Kreise.

Der erste Hund ging ohne ein Kläffen unter. Der nächste folgte ihm. Blut breitete sich im Wasser aus.

Die Soldaten schrien, und Mündungsblitze flammten auf. Schnellfeuerwaffen. Schrotflinten. Kugeln prasselten aufs Wasser.

»Schießt darauf! Schießt!«

Ein schwerer Einschlag. Heftiger Schmerz blühte in Tools Schulter auf. Pech gehabt. Er zuckte zusammen, blieb sonst jedoch reglos. Er war auch früher schon angeschossen worden. Das war nicht so schlimm. Die Kugel hatte sich in Muskelgewebe gebohrt. Diese Wunde würde er überleben.

»Das ist nicht die Töle! Das ist ein verdammter Alligator!« Die Soldaten feuerten weiter wütende Schüsse auf das Wasser und pfffen ihre Hunde zurück. »Bei Fuß!«

Blut stieg von Tools Schulter auf. Er drückte die Faust auf die Wunde, um den Blutfluss zu stillen. Es war genug Blut im Wasser, dass der Alligator seines vielleicht nicht bemerken würde, aber Tool roch nach Krankheit und Schwäche.

Die Soldaten blieben am Ufer stehen, schossen auf alles, was sich bewegte, und verfluchten den Alligator. Das Ungeheuer zog jedoch unbeirrt im Wasser seine Kreise und verspeiste die Überreste der Hunde.

Tool beobachtete den Alligator und versuchte, die neue Variable in dieser Gleichung des Überlebens einzuschätzen. Mit diesem Tier verband ihn nichts. Sollte er Spuren von Reptilienblut in sich tragen, dann waren sie tief in den Helices seiner DNA verborgen. Dieses Geschöpf war einfach nur ein Feind.

Über ihm wurden die Stimmen der Soldaten endlich leiser. Sie setzten ihre Suche anderswo fort.

Gefangen in der Dunkelheit betrachtete Tool den Alligator. Bei der ersten Bewegung würde das Ungeheuer ihn bemerken. Inzwischen begannen jedoch seine Lungen zu schmerzen und verlangten dringend nach Luft.

Tool biss die Zähne zusammen und wartete. Vielleicht würde der Alligator ja bald verschwinden.

Stattdessen ließ sich das Reptil gesättigt zum Grund des Wasserlochs sinken.

Wenn Tool sich schnell bewegte, könnte er es möglicherweise schaffen, rechtzeitig das Ufer zu erreichen. Er wusste, dass ihm nur noch zweihundert Herzschläge Luft blieben, bevor er zu schwach zum Kämpfen wurde. Sein Puls dröhnte in seinen Ohren und zählte die Sekunden bis zu seinem Ende. Er konnte zwar seinen Herzschlag verlangsamen, ganz anhalten konnte er ihn jedoch nicht.

Tool streckte die Hand aus und griff nach einer dicken Mangrovenwurzel, um sich daran hochzuziehen.

Der Alligator wirbelte herum. Tool hatte auftauchen wollen, doch wenn er jetzt zur Oberfläche schwamm, wäre er leichte Beute. Der Alligator schoss auf ihn zu und riss das Maul mit den gezackten Zähnen auf. Tool hielt sich an ei-

ner Wurzel fest und warf sich zur Seite. Zähne schnappten ins leere Wasser.

Der Alligator fuhr herum, sein Schwanz traf Tool mit voller Wucht und schleuderte ihn in die Mangrovenwurzeln. Tool wurde rot vor Augen. Erneut raste der Alligator auf ihn zu, und Tool tastete nach einer Waffe. Er riss an den Mangrovenwurzeln, das Holz brach, lieferte ihm aber nur einen kurzen Stock.

Das Maul des Alligators öffnete sich vor ihm wie das Tor zum Jenseits.

Tool stürzte sich auf das Ungeheuer, das Stück gesplitterte Wurzel fest umklammert. Mit einem stummen Brüllen rammte er dem Ungeheuer die Faust ins Maul. Der Kiefer des Alligators schnappte zu. Seine Zähne bohrten sich tief in Tools Schulter. Schmerz zuckte auf wie ein Blitz.

Das Ungeheuer tauchte tiefer hinab und nahm Tool mit sich. Instinktiv wusste es, dass es seinem Gegner lediglich den Weg zur Luft abschneiden musste. Es war für diesen Kampf geboren, und in den Jahrzehnten seines Lebens noch nie einem überlegenen Gegner begegnet. Es würde Tool ertränken wie so viele andere unvorsichtige Geschöpfe vor ihm, und dann würde es sich an ihm satt fressen.

Tool wehrte sich und versuchte, das Maul des Ungeheuers zu öffnen, doch selbst die Kraft eines Halbmenschen reichte dafür nicht aus. Die Zähne saßen fest wie ein Schraubstock. Der Alligator warf sich herum, rammte Tool in den Schlamm und drückte ihn nieder.

Panik durchzuckte Tool. Er stand kurz vor dem Ertrinken. Verzweifelt kämpfte er gegen den Drang an, Wasser einzuat-

men. Ein weiteres Mal zerrte er am Kiefer des Reptils, auch wenn er wusste, dass es sinnlos war. Aber er wollte nicht aufgeben.

Das Reptil ist nicht dein Feind. Es ist nur ein Tier. Du bist ihm überlegen.

Ein alberner Gedanke, der ihm wenig Trost spendete – getötet zu werden von etwas, dessen Gehirn kaum größer war als eine Walnuss. Tool fletschte verächtlich die Zähne, während der Alligator ihn durch Schlamm und Seegras zerrte.

Diese dumme Bestie ist nicht dein Feind.

Tool war kein wildes Tier, das lediglich an Angriff oder Flucht denken konnte. Sonst hätte er nicht so lange überlebt. Sein wahrer Feind war immer nur die Panik, die jeden sinnvollen Gedanken erstickte. Nicht Gewehrketten, Zähne, Macheten oder Klauen. Genauso wenig wie Bomben, Peitschen oder Stacheldraht.

Und auch nicht diese dumme Bestie. Nur die Panik.

Aus dem Maul des Alligators würde er sich nicht befreien können. Der Kiefer der Bestie war eine Klammer, die sich nicht mehr öffnete, wenn sie einmal geschlossen war. Von einem Alligator konnte man sich nicht losreißen. Nicht mal, wenn man so stark war wie Tool. Deshalb würde er das auch nicht mehr versuchen.

Stattdessen schlang er seinen freien Arm um den Kopf der Bestie, umklammerte ihn und drückte fest zu. Die Zähne des Alligators bohrten sich noch tiefer in seinen Arm. Tools Blut färbte das Wasser rot.

In den dunklen Windungen des winzigen Alligatorenhirns machte sich möglicherweise Genugtuung darüber breit, dass

seine Zähne sich noch tiefer in das Fleisch seines Gegners bohrten. Doch Tools anderer Arm, im Maul des Ungeheuers, konnte sich nun bewegen und die Bestie angreifen – nicht von außen, sondern von innen.

Tool drehte das gesplitterte Ende der Mangrovenwurzel nach oben und ramnte es immer wieder in den Gaumen des Ungeheuers. Das Holz bohrte sich tief in das Fleisch des Alligators.

Der Alligator spürte, dass etwas nicht stimmte, und wollte das Maul öffnen, doch anstatt loszulassen, umklammerte Tool das Ungeheuer nur noch fester.

Hau nicht ab, dachte er. Ich hab dich genau da, wo ich dich haben will.

Blut stieg von Tools Schulter auf, aber das Adrenalin verlieh ihm Kraft. Er war jetzt im Vorteil. Wahrscheinlich würde ihm gleich die Luft ausgehen, aber dieses uralte Reptil war erledigt. Der Biss des Alligators war tödlich, hatte jedoch auch seine Tücken: Das Tier besaß nicht genug Muskelkraft, um sein Maul schnell wieder öffnen zu können.

Die Mangrovenwurzel war inzwischen völlig zersplittert, aber Tool machte dennoch weiter, benutzte seine Klauen, um das Fleisch des Alligators von innen aufzureißen.

Der Alligator warf sich wild herum, um ihn abzuschütteln. Nachdem ihm jahrzehntelang die Beute in den Schoß gefallen war, war er nicht auf ein Geschöpf wie Tool vorbereitet – eines, das noch tödlicher und furchterregender war als er selbst. Er zuckte und wand sich und schleuderte Tool herum wie ein Hund eine Ratte. Tool sah bereits Sterne, aber er hielt den Alligator weiter fest umklammert und trieb seine Klauen immer

tiefer in dessen Fleisch. Ihm ging langsam die Luft aus. Da stieß er mit der Faust auf Knochen.

Mit letzter Kraft durchstieß Tool den Schädel des Reptils, und seine Klauen bohrten sich in dessen Gehirn.

Das Ungeheuer wand sich in Todeskrämpfen.

Begriff es, dass es von Anfang an unterlegen gewesen war? Dass es starb, weil es auf ein Geschöpf wie Tool nicht vorbereitet gewesen war?

Tools Faust zerquetschte das Gehirn des Alligators.

Das große Reptil hauchte sein Leben aus. Es war einem Ungeheuer zum Opfer gefallen, das eigentlich nicht existieren dürfte – eine unheilige Mordmaschine, im Labor entwickelt und auf tausend Schlachtfeldern gestählt.

Tools Klauen schälten das Gehirn aus dem Schädel des alten Reptils, und der Alligator erschlaffte.

Eine Welle der Zufriedenheit durchströmte Tool, als sein Gegner starb. Ihm wurde schwarz vor Augen, und er ließ das Ungeheuer los.

Er hatte gesiegt.

Selbst im Tod hatte er noch gesiegt.

3

»ES REICHT, MAHLIA.« Doktor Mahfouz richtete sich mit einem Seufzen auf. »Wir haben getan, was wir konnten. Lass gut sein.«

Mahlia setzte sich auf die Fersen, wischte sich die Lippen ab und gab ihre Versuche auf, ein Mädchen zu beatmen, das längst nicht mehr selbst atmete. Die junge Tani lag still da, ihre leeren blauen Augen auf die Bambusstangen des Hütten-daches gerichtet.

Überall war Blut: auf dem Boden, auf Mahlias Kleidung und der der Toten. Fünf Liter, hatte der Arzt Mahlia gelehrt, so viel enthielt der Körper eines Menschen. Und wie es aussah, war im Körper ihrer Patientin kein einziger Tropfen übrig geblieben. Das Blut war grellrot. Reich an Sauerstoff. Nicht blau wie die Plazenta, sondern rot. Rubinrot.

Was für ein Debakel.

In der Hütte stank es. Der Rauch von verbranntem Pflanzenöl mischte sich mit dem Eisengeruch des Blutes und dem ranzigen Gestank nach Schweiß und Schmerzen.

Einzelne Strahlen Sonnenlicht drangen durch Ritzen in den Bambuswänden der Hütte herein und kündeten vom Anbruch des neuen Tages.

Doktor Mahfouz hatte gefragt, ob Tani und der alte Mr. Salvatore nicht eine Geburt draußen vorziehen würden, wo es kühler war und sie bessere Luft und mehr Licht gehabt hätten. Aber Mr. Salvatore war sehr traditionell eingestellt und hatte die Privatsphäre seiner Tochter wahren wollen, auch wenn ihr Liebesleben alles andere als privat gewesen war. Jetzt schienen sie vom Geruch des Todes eingehüllt zu sein.

In einer Ecke der Hütte lag unter einem Stapel schmutziger Decken Tanis Mörder. Das Neugeborene hatte einen Moment lang an Tanis Brust gesaugt. Und Mahlia war überrascht gewesen, wie sehr sie sich für Tani gefreut hatte, dass ihr kleiner, zerknitterter Säugling gesund war und die Geburt weniger lange gedauert hatte als erwartet.

Doch dann war Tani kurzzeitig ohnmächtig geworden, und der Arzt hatte gesagt: »Mahlia, komm bitte her.« An seinem Tonfall hatte sie schon erkannt, dass etwas nicht stimmte.

Mahlia war zu dem Arzt getreten, der zwischen Tanis Beinen gekauert hatte. Furchtbar viel Blut war da gewesen, die Hände des Arztes waren völlig damit beschmiert gewesen. Er hatte Mahlia gebeten, Druck auf Tanis Bauch auszuüben, und dann hatte er operieren wollen.

Sie hatten jedoch keine Betäubungsmittel gehabt, nichts außer einer letzten Dosis Heroin vom Schwarzmarkt. Der Arzt hatte das Skalpell herausgeholt, und Tani hatte mit einem erschrockenen Keuchen gefragt, ob irgendetwas nicht in Ord-

nung sei. »Du musst jetzt ganz still liegen, meine Liebe«, hatte der Arzt gesagt.

Natürlich war Tani in Panik verfallen. Doktor Mahfouz hatte nach ihrem Vater gerufen, und Mr. Salvatore war die Leiter zum Eingang der Behausung hochgestiegen. Als er das Blut sah, hatte er aufgeschrien und zu wissen verlangt, was denn nicht stimmte. Und natürlich war Tani dadurch noch mehr in Panik geraten.

Der Arzt hatte dem Vater aufgetragen, Tanis Schultern festzuhalten, während er sich auf ihre Beine gesetzt hatte. Und dann hatte er Mahlia gebeten, ihm zu helfen, obwohl sie doch nur einen Armstumpf an der rechten Seite und ihre linke Hand hatte, die ihr zum Glück geblieben war – obwohl es in Situationen wie dieser schwer war, darin ein Glück zu sehen. Sie hätte wahrlich beide Hände gebraucht.

Im flackernden Schein der Pflanzenöllampe und einiger Kerzen war der Arzt ans Werk gegangen, und Mahlia hatte sich tief hinunterbeugen müssen, um dem alten Mann, der nicht mehr so gut sah, zu sagen, wo er das Skalpell ansetzen musste. Sie hatte ihm geholfen, Tanis Unterbauch aufzuschneiden, so wie sie es in den medizinischen Fachbüchern, die der Arzt ihr gegeben hatte, gelernt hatte. Sie hatte ihm die Instrumente so schnell wie möglich mit der gesunden Hand gereicht. Und dann hatten sie Tanis Bauch geöffnet und waren zur Quelle der Blutung vorgestoßen.

Da hatte Tani längst aufgehört zu zappeln. Sie war gestorben – ihr Bauch aufgeschlitzt wie der eines Schweins. Der alte Salvatore hielt noch immer die schlaffen Schultern seiner Tochter gepackt, und überall in der Hütte war Blut.

»Es reicht, Mahlia«, sagte der Arzt, und Mahlia richtete sich auf.

Salvatore sah sie mit vorwurfsvollem Blick an. »Sie haben sie umgebracht.«

»Niemand hat sie umgebracht«, sagte Doktor Mahfouz. »Eine Geburt ist immer ein Risiko.«

»Sie«, Salvatore deutete auf Mahlia. »Sie hat Tani umgebracht. Sie hätten sie niemals an meine Tochter heranlassen dürfen.«

Mahlia verbarg ein blutiges Skalpell in der Handfläche ihrer gesunden Hand und drehte sich zu Salvatore um. Sollte er sich auf sie stürzen, wäre sie vorbereitet.

»Mahlia ...«, sagte der Arzt mit warnendem Unterton. Er wusste immer, was sie dachte. Aber Mahlia legte das Skalpell nicht weg. Vorsicht war besser als Nachsicht.

»Verstoßene wie sie bringen Unglück. Das Auge der Parzen ist auf sie gerichtet«, schimpfte Salvatore. »Wir hätten sie verjagen sollen, als wir die Gelegenheit hatten.«

»Mr. Salvatore, bitte«, versuchte Doktor Mahfouz den Vater zu beruhigen. Viel nützen würde es nicht. Seine Tochter lag mit aufgeschnittenem Bauch tot vor ihm, und Mahlia war ein willkommener Sündenbock.

»Unglück und Tod«, sagte Mr. Salvatore. »Es war ein Fehler, dieses Mädchen unter Ihre Fittiche zu nehmen, Doktor.«

»Bitte, Salvatore. Der heilige Olmos lehrt uns Barmherzigkeit.«

»Sie verbreitet Blut und Tod, wohin sie auch geht«, sagte Salvatore.

»Sie übertreiben.«

»Sie hat das Auge der Parzen auf Alejandro's Ziegen gelenkt«, sagte Salvatore.

»Das ist nicht wahr«, gab Mahlia zurück. »Die Ziegen wurden von Kojwölfen gerissen. Das weiß jeder. Damit hatte ich nichts zu tun.«

»Alejandro hat beobachtet, wie du sie angeschaut hast.«

»Jetzt schaue ich Sie an«, sagte Mahlia. »Heißt das, dass Sie auch gleich tot umfallen werden?«

»Mahlia!«

Der erschrockene Ausruf des Arztes ließ sie zusammenfahren. »Ich habe Ihrer Tochter nichts getan«, sagte Mahlia, »und den Ziegen auch nicht.«

»Was mit Tani passiert ist, tut mir leid«, fuhr sie leiser fort. »Das würde ich keinem wünschen.«

Sie begann, die blutverschmierten Instrumente einzusammeln, während sich der Arzt weiterhin alle Mühe gab, Mr. Salvatore zu beruhigen. Dr. Mahfouz wusste, wie man mit Menschen umging. Mahlia hatte noch nie jemanden gekannt, der sich so gut darauf verstand, Leute zur Vernunft zu bringen.

Er blieb stets sanft und freundlich, wo andere herumgeschrien hätten. Er brachte das Gute in den Menschen zum Vorschein. Dass Banyan Town Mahlia nicht schon längst verjagt hatte, war allein ihm zu verdanken. Eine Kriegsmade wie Mouse hätten die Leute vielleicht noch akzeptiert. Aber eine Verstoßene wie sie? Auf keinen Fall – hätte der Arzt nicht immer wieder Worte wie *Barmherzigkeit*, *Güte* und *Mitgefühl* heraufbeschworen.

Dr. Mahfouz war der Ansicht, dass die Menschen von Natur aus zum Guten strebten. Sie brauchten nur manchmal

etwas Hilfe dabei. Das hatte er gesagt, als er Mouse und sie bei sich aufgenommen hatte. Als er Sulfonamidpulver auf Mahlias blutigen Armstumpf gestreut hatte. Als könnte er nicht sehen, was sich vor seinen Augen abspielte. Wieder einmal waren die versunkenen Städte damit beschäftigt, sich gegenseitig zu zerfleischen, und der Arzt redete davon, dass die Menschen vom Wesen her freundlich und gütig waren.

Mahlia und Mouse hatten sich nur angesehen und geschwiegen. Wenn der Arzt dumm genug war, sie bei sich aufzunehmen, konnte er so viel verrücktes Zeug schwafeln, wie er wollte.

Doktor Mahfouz hob Tanis Neugeborenes hoch und legte es dem trauernden Großvater in den Arm.

»Was soll ich jetzt damit machen?«, rief Salvatore. »Ich bin keine Frau. Wie soll ich es ernähren?«

»Es ist ein ›Er‹«, sagte der Arzt. »Geben Sie *ihm* einen Namen. Ihrem Enkelsohn. Bei allem anderen helfen wir Ihnen. Sie sind nicht allein. Wir halten alle zusammen.«

»Sie haben leicht reden.« Salvatores Blick richtete sich erneut auf Mahlia. »Wenn das Mädchen zwei Hände hätte, hätten Sie Tani vielleicht retten können.«

»Nichts hätte Tani retten können. Auch wenn wir wünschten, dass es anders wäre, manchmal sind wir machtlos.«

»Ich dachte, Sie kennen sich mit der Medizin der Friedenswächter aus.«

»Was nützt das, wenn man nicht die richtigen Werkzeuge hat? Diese Hütte ist kein Krankenhaus. Wir müssen mit dem auskommen, was uns zur Verfügung steht. Und das ist nicht Mahlias Schuld. Tanis Tod hat viele Ursachen, aber Mahlia

hatte damit nichts zu tun. Wenn jemand schuld ist, dann am ehesten noch ich.«

»Es wäre trotzdem besser gewesen, wenn Ihre Gehilfin zwei Hände hätte«, beharrte Salvatore.

Mahlia spürte den Blick des Mannes auf ihrem Rücken, während sie die letzten Klemmen und Skalpelle in Mahfouz' Tasche legte. Sie würde alles abkochen müssen, wenn sie zur Hütte des Arztes zurückgekehrt waren, aber zumindest würde sie hier wegkommen.

Sie klappte die Tasche zu, benutzte ihren rechten Armstumpf, um sie festzuhalten, und schloss mit den Fingern ihrer Linken die Schnallen.

In das Leder der Tasche waren die chinesischen Schriftzeichen des Krankenhauses der Friedenswächter eingepägt, wo Doktor Mahfouz vor dem Wiederaufflammen des Krieges seine Ausbildung gemacht hatte. 华盛顿美中友谊医院. 华盛顿, so nannte man im Zeitalter der Beschleunigung die versunkenen Städte. 中 stand für »China«. Und einige der anderen Schriftzeichen kannte Mahlia ebenfalls: »Freundschaft« und »Chirurgie« und das Zeichen für »Hof«.

Frei übersetzt bedeuteten die Worte: »Krankenhaus der Freundschaft«. Es war eines der Gebäude, die die chinesischen Friedenswächter errichtet hatten, als sie damals versucht hatten, den Krieg zu beenden. Ein Ort, wo es sterile, abgekochte Laken, helle Lampen, Beutel mit Blut oder Salzlösung und all die tausend anderen Dinge gab, die ein echter Arzt benötigte.

Heutzutage war ihr Krankenhaus dort, wo Doktor Mahfouz seine Medizintasche absetzte. Sie war alles, was von dem

wunderbaren Krankenhaus, das die Chinesen gestiftet hatten, übrig geblieben war – abgesehen von ein paar Beuteln Elektrolytlösung, auf denen die Worte standen: MIT BESTEN WÜNSCHEN FÜR FRIEDEN UND GESUNDHEIT VON DEN MENSCHEN PEKINGS.

Mahlia konnte sich die Chinesen in ihrem fernen Land vorstellen, wie sie für die Kriegsoffer in den versunkenen Städten gespendet hatten. Sie waren reich genug, um Reis, Kleider und Beutel mit Elektrolytlösung mit schnellen Klippern quer über den Pol zu schicken. Reich genug, um sich in Dinge einzumischen, die sie nichts angingen.

Mahlia vermied es, Tani anzusehen, während sie die Medizintasche schloss. Sie hätte die Leiche gern mit einem Laken abgedeckt, aber sie hatten sämtliches Bettzeug gebraucht, um das Neugeborene darin einzuwickeln.

Mahlia fragte sich, ob sie beim Anblick der Toten nicht irgendetwas empfinden müsste. Sie hatte schon viele Leichen gesehen, aber Tani war anders. Ihr Tod war einfach nur Pech gewesen. Sonst starben die Leute, weil einem der Soldaten nicht passte, was man sagte, oder weil er etwas haben wollte, was einem gehörte, oder ihm schlicht die Augen von jemandem nicht gefielen.

Der Arzt unterbrach ihre Gedanken. »Mahlia, bring das Kind doch bitte zu Amayas Hütte, während ich mit Mr. Salvatore rede. Sie wird es stillen können.«

Mahlia musterte Salvatore unschlüssig. Er sah aus, als würde er das Kind nicht hergeben wollen. »Mr. Salvatore will sicher nicht, dass ich in seine Nähe komme.«

Doktor Mahfouz wandte sich an Salvatore. »Sie stehen un-

ter Schock. Geben Sie Mahlia das Kind. Zumindest für eine Weile. Wir müssen uns noch um Ihre Tochter kümmern und sie ins Jenseits geleiten. Ich kenne die Gebete der Hochwasserchristen nicht.«

Mr. Salvatore blickte Mahlia immer noch finster an, aber seine Wut schien nachgelassen zu haben. Im Moment wirkte er einfach nur traurig.

»Hier.«

Mahlia trat einen Schritt vor und nahm Mr. Salvatore das Neugeborene ab, ohne ihm dabei in die Augen zu sehen. Sie wollte ihn nicht unnötig provozieren. Sie zog das Laken fest, mit dem das Neugeborene eingewickelt war, und mit einem letzten Blick auf die Tote kletterte sie durch die Bodenluke nach unten.

Am Fuß der Bambusleiter wartete eine Menschenmenge.

Die Leute machten Mahlia Platz, als sie die Leiter herunterkam, wobei sie sich mit der Linken festhielt und in der Beuge des rechten Arms das Neugeborene trug. Minsok und Tante Selima standen da, Reg und Tua und Betty Fan, Delilah und Bobby Cross und noch ein paar andere. Sie hatten sich hier versammelt und der Tragödie gelauscht, die sich über ihnen abspielte.

»Tani ist tot«, sagte Mahlia, als sie unten angekommen war.
»Falls ihr euch das gefragt habt.«

Außer Tante Selima sahen alle Mahlia so an, als sei das ihre Schuld. Viele machten Gesten zur Abwehr des Bösen, berührten das blaue Glasauge der Parzen an ihren Hälsen oder küssten grüne Gebetsketten. Mahlia gab vor, es nicht zu bemerken. Sie zog einen Zipfel des Lakens schützend über das

Gesicht des Neugeborenen und bahnte sich einen Weg durch die Menge.

Als sie den Schatten der Hütte verlassen hatte, brannte die Sonne unbarmherzig auf sie nieder. Mahlia lief über einen überwucherten Pfad zu Amayas Behausung. Zu beiden Seiten ragten eingefallene Gebäude auf, altersschwache Wachposten, gekleidet in das Grün des Dschungels. Aus ihren Köpfen wuchsen Bäume, und Kudzu wucherte auf den müden Schultern. In den oberen Stockwerken hatten Vögel Nester aus Lehm gebaut. Sie kamen zwitschernd aus leeren Fenstern herausgeflogen, und wenn man nicht vorsichtig war, bekam man ihren Kot ab.

Auch Menschen schauten zwischen den grünen Blättern hervor und beobachteten, wie Mahlia vorbeiging. Familien, die in den oberen Stockwerken der alten Häuser wohnten und die Untergeschosse als Ställe für ihre Hühner, Enten und Ziegen nutzten. Tagsüber liefen die Tiere frei herum, abends wurden sie eingesperrt, damit sie nicht den Kojwölfen oder Panthern zum Opfer fielen.

Unten zierten die vielfarbigen Zeichen und Embleme der verschiedenen Milizen die Mauern der Häuser. Übereinandergekritzelte Schriftzüge – die Gottesarmee, die Tulane-Kompanie, die Freiheitsmiliz –, Zeugnisse der vielen Armeen, die im Laufe der Jahre über Banyan Town geherrscht, hier ihre Steuern erhoben und neue Soldaten rekrutiert hatten.

Mahlia hatte für keine von ihnen etwas übrig, aber da die meisten der jungen Soldaten sie sofort abgeknallt hätten, war die Abneigung wohl beiderseitig. Die Dorfbewohner gaben sich dagegen immer noch der Illusion hin, die Soldaten, die

sich um sie herum bekriegt, irgendwie besänftigen zu können, indem sie die patriotischen Flaggen derjenigen Fraktion hissten, die gerade das Sagen hatte.

Dieses Jahr hingen blaue Lumpen von den oberen Fenstern herab, die Unterstützung für Oberst Glenn Sterns Vereinte Patriotenfront signalisierten. Aber Mahlia wusste, dass die Bewohner des Dorfes heimlich auch den roten Stern bereithielten, für den Fall, dass die Gottesarmee wieder die Oberhand gewann und das Territorium zurückeroberte. An einigen Gebäuden waren noch die Sterne und Streifen der Tulane-Kompanie zu sehen, teils schon ziemlich verblichen, verunstaltet oder übermalt, aber viele waren es nicht mehr. Die Soldaten der Kompanie waren schon seit Jahren nicht mehr in der Gegend aufgetaucht. Es hieß, sie seien in die Sümpfe abgedrängt worden und würden sich jetzt als Fischer durchschlagen und Flusskrebse und Aale fangen, weil ihnen die Munition ausgegangen sei. Oder aber, sie hätten sich in den Norden geflüchtet, wo sie die Armee aus Halbmenschenöldnern, die an der Nordgrenze patrouillierte und niemanden durchließ, in Stücke gerissen hätte.

Mahlias Vater hatte immer ausgespuckt, wenn er die verschiedenen Armeen erwähnt hatte. Egal, ob es die Gottesarmee, die Freiheitsmiliz oder die Vereinte Patriotenfront war. Keine einzige davon war in seinen Augen etwas wert. Ein Haufen *zhi laohu*, »Papiertiger«. Sie veranstalteten ein Mordsgedrüll, aber beim leisesten Hauch von echten Kampfhandlungen wurden sie umgeweht wie Papier. Wenn die Truppen von Mahlias Vater auftauchten, rannten sie davon wie die Ratten oder starben wie die Fliegen.

Ihr Vater hatte oft von dem alten chinesischen General Sun Tzu und seinen Strategien erzählt. Die Papiertiger-Kriegsherren hatten dagegen keine Strategie – ihr Vater hatte immer Witze darüber gemacht, was für schlechte Soldaten sie waren.

Laji, hatte er gesagt. »Abfall«. Jeder Einzelne von ihnen.

Am Ende hatten die Kriegsherren dennoch gewonnen, und Mahlias Vater war mit dem Rest der Armee der chinesischen Friedenswächter wieder in die Heimat zurückgekehrt, während die Papiertiger ihren Sieg von den Dächern der versunkenen Städte gebrüllt hatten.

Schweiß lief Mahlias Rücken hinab und durchtränkte ihr Tank-Top. Zur Mittagszeit das Haus zu verlassen war verückt. Die Feuchtigkeit und Hitze waren unerträglich. Eigentlich sollte sie sich jetzt irgendwo im Schatten ausruhen, anstatt schwitzend und blutverschmiert mit einem Neugeborenen im Arm durch das Dorf zu laufen.

Mahlia kam an dem Laden vorbei, wo Tante Selima Seife vom Schwarzmarkt, Zigaretten aus Moss Landing und allen möglichen Plunder verkaufte, den sie in den Ruinen der Vorstädte fand. Alte Teegläser, die den Krieg überlebt hatten. Gummischläuche zum Transportieren von Wasser. Verrostete Drähte, mit denen man Bambus zu Zäunen zusammenbinden konnte. All solche Dinge.

In einer Ecke standen einige chinesische Blechöfen aus der Zeit, als die Friedenswächter ins Land gekommen waren und sich bei der Bevölkerung beliebt machen wollen. Womöglich war es sogar das Bataillon von Mahlias Vater gewesen, das die Öfen mitgebracht hatte, um den Leuten zu zeigen, dass sie mehr Wärme erzeugten als ein offenes Lagerfeuer. Das

hatte zu den Hilfsprojekten der Friedenswächter gehört, die die Menschen der versunkenen Städte davon hatten überzeugen sollen, dass sie sich lieber um die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen kümmern sollten, anstatt sich gegenseitig zu bekriegen. Sanfte Macht, hatte ihr Vater das genannt – die Herzen der Menschen zu gewinnen sei genauso wichtig, wie die hiesigen Milizen zu zerschlagen. Vor ihr tauchte Amayas Behausung auf. Sie war klein und befand sich im zweiten Stock eines alten, eingestürzten Steinhauses. Im Erdgeschoss hatten Amaya und ihr Mann aus heruntergefallenen Steinen einen Stall für ihre Ziegen gebaut.

Mahlia flüchtete sich in den Schatten des offenen Erdgeschosses. Die Leiter, die zu Amayas Wohnung hinaufführte, war blau angestrichen, und kleine Talismane der VPF hingen wie Gebetsfahnen für die barmherzige Jungfrau Kali daran herab – magere Opfergaben, die Glenn Sterns Soldaten-Jungen fernhalten sollten.

Als Mahlia ursprünglich nach Banyan Town gekommen war, hatte sie sich gefragt, warum hier niemand im Erdgeschoss wohnte. Mouse hatte sie ausgelacht und sie eine verwöhnte Stadtgöre genannt, weil sie nichts von den Panthern und Kojwölfen gewusst hatte, die nachts die Gegend unsicher machten. Mouses Familie hatte auf einer Farm weit draußen in den verfallenen Vorstädten Sojabohnen angebaut. Er war mit dem Leben mitten im Nirgendwo vertraut. Aber Mahlia hatte das alles erst noch lernen müssen.

»Amaya?«, rief Mahlia.

Amaya tauchte hinter dem Ziegenstall auf. Einer ihrer Läusefresser hing an ihrem Rücken – ein winziges Geschöpf mit



Paolo Bacigalupi

Versunkene Städte

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-53446-9

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2013

Jede Zukunft beginnt mit einer scheinbar unlösbaren Frage ...

Unsere Welt ist nicht mehr dieselbe. Nach der Klimakatastrophe und dem Anstieg des Meeresspiegels sind zahlreiche Küstenregionen überflutet. Rohstoffmangel, genetische Manipulationen und politische Wirren haben ihr Übriges getan, um die Welt ins Chaos zu stürzen.

Die beiden Kinder Mahlia und Mouse sind Flüchtlinge, die das Gebiet der Versunkenen Städte verlassen wollen – die Gegend, die früher einmal Washington DC genannt wurde. Im angrenzenden Dschungel treffen sie auf einen schwer verletzten Halbmenschen und wollen ihm helfen, als sie von einem Trupp Kindersoldaten entdeckt und voneinander getrennt werden. Auf einmal steht Mahlia vor der schwersten Entscheidung ihres Lebens: Soll sie alles für ihren Freund riskieren? Oder soll sie nach dem einen Ort suchen, an dem Frieden und Freiheit noch möglich zu sein scheinen ...



[Der Titel im Katalog](#)